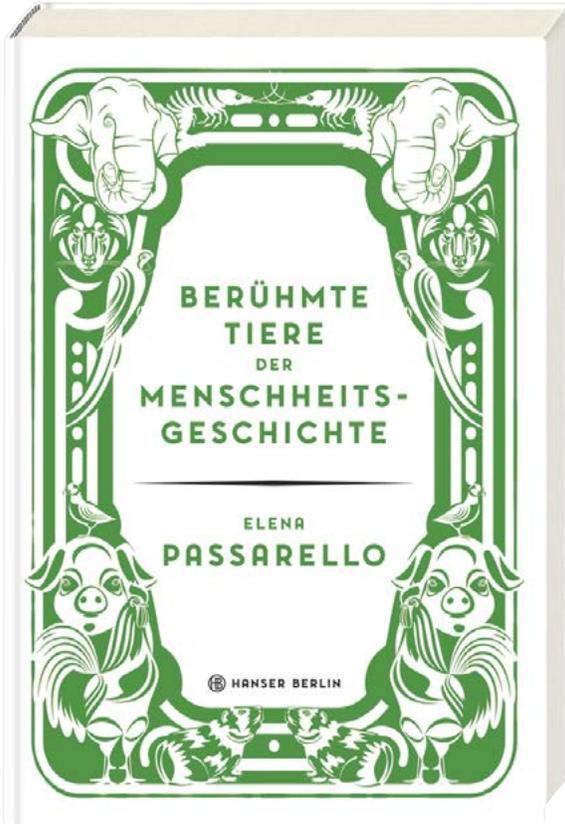


Leseprobe aus:

Elena Passarello
Berühmte Tiere der Menschheitsgeschichte



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2018

 HANSER BERLIN





Elena Passarello

**BERÜHMTE TIERE
DER
MENSCHHEITS-
GESCHICHTE**

Aus dem Englischen
von Beatrice Faßbender

Hanser Berlin

Die amerikanische Originalausgabe erschien
2017 unter dem Titel *Animals Strike Curious Poses*
bei Sarabande Books in Louisville KY.

Die Zitate im Kapitel »Lancelot« werden abgedruckt
mit freundlicher Genehmigung des Verlags Klaus Wagenbach.
John Berger, *Das Leben der Bilder oder die Kunst des Sehens*.
Aus dem Englischen von Stephen Tree.
© 1989 Verlag Klaus Wagenbach, Berlin

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-446-25858-7

© Elena Passarello, 2017

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2018 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München,

nach einem Entwurf von Kristen Radtke

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Für »Pizza Rat«

Kleiner Scherz. Für David.

INHALT

YUKA (39 000 V.CHR.)	11
DER WOLF VON GUBBIO (1207)	21
GANDA (1515)	31
SACKERSON (1601)	49
VOGEL STAHL (1784)	57
HARRIET (1835)	77
KRIEGSTAUBEN (1870–2012)	91
JUMBO II. (1901)	103
VIER PFERDE (1904–2012)	137
MIKE (1945)	153
ARABELLA (1973)	159
LANCELOT (1985)	175
KOKO (1988)	191
OSAMA (1998)	195
CELIA (2003)	209
CECIL (2015)	223
Bibliographie	229
Danksagung	249

Jahr für Jahr:
Die Affenmaske
entlarvt den Affen.

Bashô

YUKA

(Mammuthus primigenius)

39 000 v. Chr.



Noch interessanter aber ist, dass Menschen das Töten
möglicherweise schon früh übernommen haben.

Prof. Daniel Fisher, 2012

Sie waren hier!

Eliette Brunel in der Chauvet-Höhle, 1994

Er fand das Mammut in der steinharten Erde. Ein Weibchen. Sie lag am nördlichen Rand des Kontinents, in der Nähe eines Sees, der von September bis Juli zugefroren ist. Ein Stoßzahnjäger entdeckte sie kopfüber im halb vereisten Felsvorsprung. Er sah einen Stein, dann einen Stein in Form eines Fußes, eine Flanke und ein ausgehöhltes Auge. Wie eine Zugkette hing ihr Rüssel von dem Vorsprung herab.

Sofort erkannte er, dass sie ihr wolliges Fell wundersamerweise nicht verloren hatte. Rotblondes Haar hing an ihren Hufen, ihren Lenden und am Fels, der sie umschloss. Es war dick und kräftig, wie das Haar einer Puppe. Der Jäger, der sie aus dem Permafrost herausmeißelte – wir glauben, er hieß Wassili –, verlor kein Wort über sein Tun, doch wie er es auch angestellt haben mag: Die Aufgabe an sich war zu leicht. Neununddreißigtausend Jahre abzuschlagen sollte eigentlich lebenslange Schufterei bedeuten, doch das Tauwetter hatte ihm die Arbeit abgenommen. Als Bezahlung drückte er einen Silberohrring in den Schlamm.

Der Fels, der sie jahrtausendlang bewahrt hatte, lag vier Tagesreisen von so etwas wie einer Straße entfernt. Also stellte Wassili einen Trupp zusammen, band sie auf ein Schneemobil und machte sich von Yukagir in Richtung der Berge auf. Der matschige Untergrund beschleunigte ihre Fahrt nicht gerade, und nach drei Tagen, irgendwo zwischen der Laptewsee und dem Dorf Ust-Kuiga, gab seine Fracht den Temperaturen der Lebenden nach und taute ein wenig auf. Schließlich, da befanden sie sich

immer noch mehr als tausend Kilometer nördlich der kältesten Stadt der Welt, stellten sie den Holzschlitten, auf dem er sie gezogen hatte, in einer verborgenen Eishöhle ab und warteten auf das höchste Gebot.

Wassili und seine Begleiter malten sich aus, wie ein Mensch des 21. Jahrhunderts – ganz gleich, ob er auf Forschungsergebnisse, Elfenbein oder Abenteuer aus ist – in die Höhle kroch und die blaue Plane aufdeckte, in die sie eingewickelt war: ein Blick auf diese Pleistozänwolle, und es wäre um ihn geschehen. Es lässt den Neokortex nämlich nicht kalt, wenn man in einer Eishöhle ein Mammüt enthüllt. Weil Sprache unendlich viel jünger ist als Gedanken und Erfahrung, bedeutet »Wollmammüt« für ein Menschenhirn im Grunde eher so etwas wie »Zeit«. Vielleicht bedeutet es sogar mehr als »Zeit«, denn die Wahrscheinlichkeit, dass ein Hirn sich an eine Spanne von mehreren Jahren erinnert, ist lächerlich gering. Nur wenige Körper haben dem wahren Druck eines ganzen Jahrhunderts standgehalten, und noch weniger Gehirne sind imstande, zehn davon auch nur im Traum zu begreifen. Was, so fragt das Gehirn, lässt sich in hundert Jahren erfahren, ganz zu schweigen von vierhundertmal hundert Jahren?

Daher ist ein tiefgefrorenes Mammüt mehr als nur ein grauer, rückgratloser Rücken, der auf einem Schlitten in einer Höhle die runden Füße zur eisigen Decke emporstreckt. Viel mehr, als eine Hand unter diese feuerrote Wolle zu schieben, und mehr, als den Rüssel dort zu tätscheln, wo er sich biegt, als würde er trompeten. Mehr als einen Handschuh diese lockige Flanke entlang bis zu einer großen und seltsamen Wunde gleiten zu lassen, einer Wunde von einem – ja, *wovon* eigentlich? Nicht von Zähnen oder Klauen, sondern von einer Art gezacktem Werkzeug, einem Werkzeug, das in einer fleischigen Hand liegt und von einem opponierbaren Daumen gehalten wird.

Von all den Bildern, die unsere Welt ausmachen, sind uns die Bilder von Tieren besonders tief eingeschrieben. Sie ziehen uns an, wir spüren sie, bevor wir sie benennen oder auch nur in voller Größe sehen können. Als hielten sich schemenhafte Skizzen ihrer selbst immer schon in den Nischen unseres Körpers bereit. Als hätte das menschliche Gehirn jedes einzelne jemals von ihm erblickte Tier verschluckt. In Bergen und Wolken suchen wir ihre Umrisse, als lägen darin Antworten auf unsere Fragen. Wir kratzen ihre gebogenen Rüssel mit unseren Füßen in den Staub oder greifen zu unseren schärfsten Werkzeugen, um sie aus einem Holzsplit zu befreien. Gebt uns einen Stock, und wir zeichnen sie. Findet ein abgeworfenes Geweih in der Steppe, und wir suchen sie in seinen Sprossen. Schleudern einen Stein so oft gegen eine Höhlenwand, bis eines von ihnen zum Vorschein kommt. Breitet sie über den Nachthimmel aus, und wir zeigen zu ihnen hinauf. Seht ihr, wie sie funkeln, wenn sie sich bewegen?

An die Mumie auf diesem Holzschlitten in der Eishöhle schließt sich eine lange Kette von Tieren an, die allesamt hinter sich weisen. Dieser rückgratlose Knoten aus Fell und Füßen entwirrt sich zu einem aufrecht stehenden Tier mit beweglichen Beinen und einem unversehrten, mahelnden Schlund. Im Innern der Menschen, die sie berühren, bläst sie sich auf zu einem Zirkus- oder Spielzeugelefanten. Noch tiefer im Innern ist sie das Abbild eines Scherenschnitts, das für ein Paar neuer Augen, die noch nicht scharfstellen können, über einen Stubenwagen gehängt wurde; die Rundungen und Linien ihrer Papierfüße trotten an Drähten im Kreis. Und vielleicht trägt das rothaarige Mammut, dem jemand in der Höhle den Namen Yuka gegeben hat, die Betrachter noch weiter zurück, zu Erinnerungen, die nicht im Gehirn, sondern in Mark und Fasern und Peptiden verborgen liegen. Tief hinein ins Fleisch, wo die diesseitige Welt zu wanken beginnt.

Vor neununddreißigtausend Jahren lief die junge Yuka los. Sie hätte ihr ganzes Leben lang laufen können – das Land, so wie es damals war, bot ausreichend Platz. Hätte sie es gewollt, sie hätte die Steppe der Länge nach durchqueren können. Wäre sie von Yukagir aus, das damals noch nicht Yukagir war, gen Osten gestartet, hätte sie bis nach Alaska laufen können, das damals noch nicht Alaska war. Es gab keinen Ozean, der sie aufgehalten hätte, und kaum Bäume, nur armselige Krautpflanzen, die sie mit der maßgefertigten Faust in ihrem Rüssel aus dem Permafrost herausrpfte. Sie hätte auch doppelt so weit Richtung Süden laufen können – allein oder im Rudel, immer unterwegs, im Zeitraffer der Jahrtausende verschwimmen die Füße zu einer einzigen flüchtigen Bewegung. Dreizehntausend Kilometer, auf denen es tödlichen Schlammflöchern und klugen Löwen auszuweichen galt, die sie verfolgten und dabei immer hungriger wurden, weil auch sie dreizehntausend Kilometer durch die Kälte gerannt waren. Nicht die gleichen Löwen wie heute, aber doch löwenartige, flinke Dinger. Immer schon dieselbe Sonne, wenn auch etwas kälter am frostigen Himmel. Immer schon ein Kontinent, aber dreimal so groß: Wie ein fatter Höhlenbär hockten seine Landmassen auf dem halben Planeten.

Und rund um die Steppe war ein unwahrscheinliches Fauna-Allerlei unterwegs. Ein halbes Bestiarium zog über Europa hinweg, das noch nicht Europa war: Rentiere und Hyänen, Bären und Löwen, Leoparden und Polarfüchse. Alle nur denkbaren Tiere begleiteten sie und folgten dem Lauf jener Flüsse, die Kilometer um Kilometer weiche, tiefe Höhlen in den Kalkstein gruben. Vorbei an etwas, was wir heute Wiesen nennen, an etwas, was noch keine Teiche waren, und an etwas, was im Wesentlichen Menschen waren.

Ein lautloser Jäger hockt sprungbereit auf einer Anhöhe in der Steppe. In seinem Leben verbringt er mehr Zeit damit, Tiere zu beobachten, als zu kämpfen, zu unterrichten oder zu schlafen. Überleben heißt, dass er seinen weichen Menschenkörper verbirgt und die robustere Megafauna nicht aus den Augen lässt, wenn sie sich bewegt und paart und vergeht.

Man stelle sich all die Details vor, die er nach einem Leben inbrünstigen Sehens in sich trägt. Dann stelle man sich fünftausend solcher Leben vor, die alle hier an diesem Posten in der Steppe verbracht werden. Großer Gott, was die Menge des Gesehenen mit dem Innenleben eines Menschen anstellen muss.

Ein Mensch in der Steppe zu sein hieß, über einen Kodex aller Muskeln eines Löwennackens, eines Bisonrückens, einer fliehenden Pferdeflanke zu verfügen. Bevor es zu etwas anderem wurde, war das menschliche Gehirn zunächst ein Almanach lebendiger Schemen, die im vergehenden Licht ihre Form ändern: lebendige Schemen in den Brunstwirren, in Hungertaumel und Todesstarre. Wie konnte ein Lebewesen ganze Generationen eines solchen kontinentalen Wissens in sich tragen, ohne zu merken, wie es in sein Blut, in seine Knochen und Muskeln einsickert? Wie viele Generationen von Jägern ziehen vorüber, bevor das Gesehene den Körper eines Jägers in die Hysterie oder die Trunksucht treibt, weil die Schemen der Tiere so heftig auf seine Rippen trommeln, dass er außerhalb seiner selbst Erlösung suchen muss?

Als das rotblonde Mammut in sein Blickfeld läuft, erstarrt der Jäger. In der aufgehenden Sonne scheint Yukas Wolle beinahe Feuer zu fangen. Sie ist alt genug, um ihren eigenen Platz in der Herde zu haben, aber immer noch jung genug, um überwältigt zu werden, und an ihrem Lauf kann der Jäger leicht erkennen, dass sie aus dem Rhythmus ist. Ihr Rhythmus erzählt ihm von den Raubtieren, die schneller waren als er. Sie wendet, um den Löwen anzugreifen, der hinter ihr her ist, vermag mit ihrem dicken, runden Fuß aber nur nach ihm zu treten, dann gerät sie in Panik. Das Mammut wendet, um weiterzulaufen, und bricht sich dabei den Fuß; bald wird das Bein nachgeben.

Los, denkt der Jäger, als er sich in den Körper des Löwen hineinversetzt, und der Löwe scheint auf ihn zu hören. Von der Seite springt er auf den Rücken des Mammut – schon der erste Biss, an Yukas Schwanz, reicht

aus. Die tiefen Kratzer, die er an ihren Seiten hinterlässt, werden nicht mehr heilen können. Sie verrenkt ihren feuerroten Nacken, windet sich aus dem Biss und schlägt dumpf auf der Erde auf.

Und nun ist es an der Zeit, dass sich der Jäger für all sein Lauern und Beobachten belohnt. Dass er losgeht – ohne Eile, sondern festen und gleichmäßigen Schritts: den Arm erhoben, die Waffe gezückt. Er muss bluffen, um den Löwen zu vertreiben. Eine Taktik, die er sich nach all den gemeinsamen Jahren in der Steppe vom Löwen selbst abgeschaut hat. Um vom Löwen zu stehlen, wird er zum Löwen. *Los*, sagt er noch einmal – dieses Mal zu seinem eigenen Körper. Tief in sich findet er den Rhythmus des Löwen und kehrt ihn nach außen.

Der Löwe rennt davon, seine vier Pfoten ein verschwommener dunkelgelber Fleck. Der Jäger weiß, wie schnell ein Löwe sich an seine Stärke erinnert, also beeilt er sich: eine Hand an die noch heiße Flanke des Mammut und ein Stoß mit einer scharfen Klinge in seine Wirbelsäule. Er entnimmt ihm nur, was er am besten gebrauchen kann: Rippen, Organe, das Fett und Fleisch seiner Beine. Aus irgendeinem Grund löst er den Schädel heraus, nimmt ihn aber nicht mit. Er begräbt ihn mit dem, was sonst noch übrig ist, in der Steppe, um später zurückzukehren. Er ahnt nicht, wie viel später das sein wird.

Die riesige Wunde auf Yukas Rücken ist vierunddreißigtausend Jahre älter als die früheste Fassung von Stonehenge. Sie entstand dreiunddreißigtausend Jahre, bevor so etwas wie Schrift aufkam, und mindestens dreißigtausend Jahre vor Bier, Stricknadeln, Geld oder Bienenhäusern. Yukas Wunde ist fast so alt wie die Knochenflöten, die kürzlich in einer süddeutschen Höhle ausgegraben wurden – sie können die Fünftenleitern der Vögel im wechselhaften Himmel pfeifen –, und wie der löwenköpfige Mann, den irgendwer aus einem Mammutzahn geschnitzt und vor vierzigtausend Jahren in einer Höhle zurückgelassen hat. Fünfzehntausend Jahre nach Yuka werden die ersten Hütten und Zäune und Friedhöfe

aus Mammutknochen angelegt. Die Architektur Europas entsteht aus den Körpern jener Mammuts, die die ersten Jäger über Ewigkeiten hinweg beobachtet haben.

Dreizehntausend Jahre nach Yuka wird eine Frau mit einem Fuchs im Arm ins Grab gelegt – die erste bekannte Schamanin. Über ihrem Körper kreuzt man die Schulterblätter eines Mammuts und bestäubt die Knochen mit gelbrotem Ocker. Um sie herum begräbt man einige Tonstücke – die ersten bekannten Keramiken –, die in Form von Hunden, Bären, Pferden und von Mammuts gebrannt worden waren.

Etwa zur selben Zeit – sofern sich hier überhaupt von »Zeit« sprechen lässt – geht ein Jäger allein zu einer Höhle am Fluss. Obwohl er sein Leben lang Tiere belauert hat, wird er heute keines jagen. Stattdessen sucht er nach einem riesigen Kalksteinbogen – das eine Ende dick und stämmig, das andere eine abgerundete Felsspitze mit einem schmaleren Ausläufer. Der Bogen sieht aus wie ein Mammut, das von Stein zu Stein über den Fluss springt.

Los. Geh und trag sie zusammen. Trag sie alle unter einem springenden Kalkstein-Mammut in einer vom Fluss verborgenen Höhle zusammen, wo fünfhundert Jahre zwischen zwei Fußabdrücken vergehen. Nimm den Löwen, das Nashorn, den Steinbock, den Auerochsen. Den Höhlenbären und den Löwen und den Wolf. Trag sie alle in Kohle und Ocker auf den gespitzten Enden von Kiefernzweigen zusammen. Die größten Tiere aber – diejenigen, deren Erinnerungen im Jäger am tiefsten verborgen sind – kommen nach ganz hinten in die Höhle. Halte sie fern von der sonnenhellen Kunst der Schnitzer und Graveure, die Stein und Holz zu nützlichen Dingen formen. Du findest sie ganz hinten in der Finsternis, wohin riesige Bären sich zum Sterben zurückziehen.

Er geht in die Höhle und entzündet einen Ast, um zu sehen, was es zu sammeln gibt. Nichts trennt ihn von den zehntausend Jahren seiner Fantasie. Nichts trennt die Tiere da draußen von den Tieren, die er in sich trägt. Die hintere Kammer ist so eng, dass die Luft darin von den Seufzern der Baumwurzeln über ihm vergiftet wird. Die Tiere sind in seinen kurzen Atemzügen, in den feuchten Spitzen seiner Finger. Als der Schein der Lampe hinter den Fels wogt, sind da Löwen im Feuer.

Er legt eine Hand auf die weiche Wand, und da läuft sie, seit achttausend Jahren. Und er wird zum Mammut, damit er sich die Mammutdame vorstellen kann, die so schnell auf seine Hand zurennt, dass ihre Füße zu Flecken am Ende ihrer dreieckigen Beine verschwimmen. Seine Hand auf dem Stein und ihrem roten Fell, das Trommeln seines Herzens und das Wirbeln ihrer Füße. Ihrer beider Füße. Das Schwarz des Feuers und das Schwarz des Astes und das Ockerrot, das sie beide wie ein Fell einrahmt. Ihr gemeinsamer Rüssel, der hinabzieht, und die Kohlewunde, die quer über ihren einen Rücken läuft. Ihre eine braune Hand, die all das im Kalkstein pulsierend erspürt und es ihm entzieht.

Er hat das Mammut im Fels gefunden.

**DER WOLF
VON GUBBIO**

(Canis lupus)

1207



Daher sagt man zu einem Mann, der plötzlich verstummt und zu reden aufhört: Lupus est in fabula – »Der Wolf ist im Spiel.«

Bartholomaeus Anglicus, *Über die Ordnung der Dinge*

Die Winter in Gubbio waren hart. Die Stadt lag im unteren Ausläufer eines Berges, wo sie kriegerischen Nachbarn und schrecklichen Winden ausgesetzt war. Von ihren Wachtürmen aus spähten die Einwohner in die Finsternis jenseits der hohen Mauern und vorbei am Amphitheater, das seit tausend Jahren in der Nähe verfiel. Sie waren am Verhungern, gingen in ihren Pinienwäldern aber nicht auf die Jagd. Zu groß war ihre Angst vor dem Wolf.

Der Wolf, das war auch der Name, den man ihrer Hungersnot und ihrer Pest gegeben hatte: *lupus*, der hungrige Teufel, der stets in Fußnähe vor ihren Stadttoren blieb. Denn wie der Wolf nimmt sich der Hunger von dir, was er braucht, unbarmherzig und gerissen. Doch in jenem harten Winter gab es manche Tage, da hatten die Menschen in Gubbio keine Wahl und mussten sich aus der Stadt wagen. Schon immer, schon zu Zeiten des Amphitheaters, wurden ihre Toten außerhalb jener Stadttore begraben, mochte der Wolf dort lauern oder nicht.

Eine Gruppe Männer und Hunde zerrte die jüngsten Leichen über die leeren Felder – Schafe und Hirten waren fort – und in den klirrend kalten Wald, wo, wie sie wussten, der Wolf sie finden würde.

Sie wussten um seine Nachtsicht und sein dreistes Geheul. Sie wussten, wie gut er weniger flinke Tiere im Tiefschnee jagte. Sie wussten, dass er sich an strahlenden Nachmittagen einen Spaß mit den Schäferjungen machte, bei Einbruch der Dämmerung zurückkehrte und sie nach Hause in seine Höhle schleppte. Die Dämmerung, so stand es in den Bü-

chern, war die Zeit des Wolfs, weil das Tier die untergehende Sonne verschlang.

Gebildete Männer hatten die Ordnung der Dinge seit den Zeiten des Amphitheaters festgehalten. Ihre Bücher berichteten davon, wie der Wolf in mageren Zeiten Wind fraß und wie er bisweilen Morast verschlang, um mit seinem Gewicht dann einen Hirsch zu Fall zu bringen. Sie schrieben, dass er das tote Fleisch mit seinem heißen, beißenden Atem kochte. Wenn er, so sagten sie weiter, auf der Pirsch auf einen Zweig trat und das unschuldige Lamm aufschreckte, biss er sich zur Strafe in den schuldigen Fuß. Und hier ist er, eine ganze Seite im *Bestiarium vocabulum*, grimmig in lebhaften Farben. Seht nur, wie der Wolf die rechte Tatze zwischen seinen spitzen Zähnen hält.

Vor allem diene der Wolf den Tierbüchern dazu, die wölfischsten unter den menschlichen Sünden zu illustrieren. Man müsse die Sünden des Wolfs hassen, sagten die Bestiarien, sie zu fürchten reiche nicht, denn diese Sünden – die Sünden von Gaunern, Abtrünnigen und Straßenräubern – seien hinterlistig. Hört diese Worte vom Wolf, ihr Sünder, und dann bedenkt den Wolf, der euer inneres Lamm jederzeit zerreißen kann.

Oben im Wald stand der Wolf auf einem gefrorenen Grab, als er sie bemerkte. Er schnupperte und wandte seinen Blick den nahenden Menschen zu, obwohl Wölfe laut den Bestiarien ihren Kopf nicht drehen können – wie der Teufel, der sich der Redlichkeit nicht zuwenden kann. Der Wolf aber, der nach Gubbio kam, *hat* seinen Kopf gedreht und sie angesehen, was die Männer erschreckt innehalten ließ.

Es steht geschrieben, dass, wenn Mensch und Wolf aufeinandertreffen und der Wolf den Menschen zuerst erblickt, der Mensch verstummt. Auf einer farbenfrohen Seite des *Bestiariums* ist der Wolf ockergelb und sieht allenfalls wie ein Hund aus. Er schleicht sich an einen Mann in einem rostroten Gewand heran; der Mann hält die Hand an sein weißes Kinn. Sollte der sprachlose Mann diese Begegnung überleben – vielleicht als Einziger

seiner Gruppe –, sagt das Buch, dass er seine Stimme wiedererlangen könne, jedoch nur, wenn er sich nackt auszieht und zwei Steine laut aneinanderschlägt.

Francesco di Pietro di Bernardone war fast nackt, als er in Gubbio ankam. Er hatte Assisi in einem abgelegten Mantel verlassen, doch wurde er von Straßenräubern überfallen, noch bevor er Valfabbrica erreichte. In dieser Stadt gab es eine Überschwemmung, und man hieß ihn nicht willkommen. In Gubbio jedoch hatte er alte Freunde aus Kriegszeiten. Sie führten ihn hinein, fanden ein Gewand für ihn und sagten, bei ihnen gebe es keine Überschwemmung. *Aber einen Wolf gibt es hier*, sagten sie, und Franziskus verfiel in stummes Gebet.

Seine Bekannten bemerkten, wie sehr sich Franziskus veränderte. Sie konnten es sich nicht erklären; war er vorher stutzerhaft und heißblütig gewesen, rollte er sich nun hager und still in einer Ecke zusammen. Vor den Mahlzeiten schluckte er Asche, um zu verhindern, dass er das Essen genoss. Prickelte sein Körper vor Vergnügen, sprang er in Dornenbüsche oder zog sich zum Fasten in eine Höhle zurück. Wohlbefinden verließ ihn wie die Farbe das Gesicht eines kranken Mädchens. Aus freien Stücken hatte Franziskus den Hunger in sein Leben krauchen lassen.

Gubbios Tore öffneten sich ihm erneut und er ging hinaus. Seine Soldatenkameraden und ihre Hunde folgten ihm mit Äxten, vorbei am Amphitheater und hinauf in den Wald und ins dichte Unterholz. Schon bald aber ließ die Angst sie erstarren und sie konnten nicht weitergehen. Nur Franziskus ging weiter, in seinem Gewand und den ausgetretenen Schuhen.

Im *Bestiarium* steht auch geschrieben, dass der Wolf, wenn der Mensch ihn zuerst sieht, seinen Zorn verliert.